

Nr. 10952. Wien, Dienstag, den 19. Februar 1895

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse

Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

19. Februar 1895

1 Musik.

Ed. H. An jedem der zwei letzten Sonntage ward uns ein großes Concert bescheert. Zuerst der „Judas Macca“, eines der kraft- und schwungvollsten Oratorienbäus Händel’s, zugleich eines der am häufigsten gehörten. In Wien sogar, das allerdings auf diesem Gebiete hinter den deutschen und englischen Musikstädten so weit zurücksteht. Nicht über das Werk selbst gilt es zu sprechen, nur über die Aufführung. Kein glücklicher Stern hat ihr geleuchtet, kein Triumph den allseitig guten Willen gelohnt. Die letzte Wiederholung (1882), in welcher gleichfalls unter Leitung Frau Gericke’s, Fräulein Materna, die Herren Meyer Walter und mitgewirkt haben, lebt mit ganz Rokitansky anderer leuchtender Kraft in unserer Erinnerung. Die Chöre wurden zwar auch diesmal von unserem „Singverein“ sicher und correct gesungen, aber nur stelenweise mit Schwung und gefühlter Begeisterung. Dennoch übertrafen sie weitaus die Leistungen der Solosänger. Redlichen Eifer und manch unbestreitbaren Vorzug brachten sie zwar Alle mit, aber für so bedeutende und ungewohnte Aufgaben reichte das nicht hin. Die traditionelle starke Wirkung dieses Oratoriums blieb aus. Herr vom Anthes Dresdener Hoftheater kämpfte als Judas Maccabäus mit einer Indisposition seiner kraftvollen und ausdauernden Tenorstimme. Der Düsseldorfer Bassist Herr ist ein junger Fenton Mann mit einer ältlichen trockenen Stimme; was mit dieser und einem beneidenswerthen langen Atem zu erreichen ist, hat er erreicht, ist auch nach seiner schwierigen Arie „Der Herr ist gewaltig“ verdientermaßen ausgezeichnet worden. Ohne viel Wärme, aber mit schöner Stimme und guter Betonung sang Fräulein Mary vom Lederer Wiener Hofoperntheater den Sopranpart. Die Altpartie ward, von der Dresdener Concertsängerin Fräulein v. nicht ohne Beifall ausgeführt. Von mäßigem Niessen Wohlklang und Umfang, schien ihre Stimme obendrein durch den Einfluß des Unwetters beeinträchtigt. Bei der Aufführung sind nicht weniger als siebzehn Nummern der Partitur weggeblieben. Obgleich manches größere und wertvolle Stück sich darunter befand, gibt es für diese Kürzungen doch eine Entschuldigung. Gervinus freilich, der in seinem Buch „Händel und Shakespeare“ einen barbarischen Frevel schon darin erblickt, daß man aus der Gruppe von drei Freiheitsarien zwei zu streichen pflegt — er würde sich zu Tode entsetzt haben. Allein nicht nur wehrt sich das Wiener Publicum unerbittlich gegen ein mehr als drittthalb Stunden dauerndes Mittagsconcert, auch die große Einförmigkeit der Handlung von „Judas Maccabäus“, die in lauter Bußgebeten der besiegtenden und Dankgebeten der siegreichen Juden besteht, macht den theilnehmendsten Zuhörer leicht ungeduldig.

Das alljährliche Concert der Philharmoniker für den Pensionsfonds „Nicolai“ kennzeichnet regelmäßig ein leichteres und bunteres Programm. Damit ist ein Wunsch des größeren Publicums erfüllt und nebenbei ein Anspruch des Faschings. Unter seinem Zeichen begann das Concert mit der jüngst gehörten lebensfrohen Carnevals-Ouvertürev. Hierauf hörten Dvořák wir einen jungen Violin-Virtuosen, Herrn Willy,

dem ein schnell erworbeiner, wohlverdienter Ruhm Burmester vorausgeeilt war. Mit dem glänzenden Vortrage eines Paganini- Concertes und der „Faust“-Phantasievon Wiegewann er die Zuhörer; mit einem (mir nicht beniawskikannten) Solo-Bravourstück verblüffte er sie. Alle erdenklichen Kunststückchen und Hexereien erschienen in diesem Blendwerk zusammengedrängt. Neben seiner colossalen Technik besitzt Burmestereinen nicht eben großen, aber schönen Ton, Reinheit der Intonation in allen Lagen und warme Empfindung. Auf die Virtuosität scheint er vorläufig den Hauptacent zu legen, wie dies auch die Wahl seiner Vortragsstücke verräth. Burmester, der wie ein ernster nord deutscher Candidat aussieht, erinnert trotzdem in seinem Spiel an den Spanier Sarasatein dessen bester Periode. Die letzte Zeit hat einen ganzen Frühling prächtiger junger Geiger hervorgezaubert. Es blüht das tiefste, fernste Thal — das Geigen will nicht enden! ... Mit echt dramatischem Geist sang Fräulein Paula eine Arie der „Mark Bezähm“ vonten Widerspenstigen, auf welcher noch der goldene Goetz Nachklang von Pauline genialer Darstellung ruht. Lucca's Zur vollen Wirkung bedarf diese Arie des lebendigen Zusammenhangs mit der Bühne — dasselbe lässt sich auch vom Gesang der Marksagen. Erklärter Liebling des Publicums, ist die junge Künstlerin nach der Arie und einigen Liedern mit Beifall überschüttet worden. Eines dieser Lieder „Der Knabe und das Immchen“ von Hugo, ließ Wolf uns eigentlich eine (von Herrn brilliant gespielte) Mader Triller-Etude hören, welche von einigen declamirten Phrasen der Singstimme begleitet wird. Der Componist hat sich als Tonmaler, offenbar auch in der Farbe vergriffen und einen kräftigen Harzer Canarienvogel anstatt einer Biene verkörpert. ... Zweite Orchester-Suite „Bizet's L'Arlé“ ist, nach der bekannten ersten, eine etwas dürftigesiinne Nachlese aus seiner Bühnenmusik zu Daudet's Drama. Die für die Theater-Aufführung bestimmte Original-Partitur enthält nicht weniger als 25 Nummern, worunter manches feine und reizvolle melodramatische Stückchen. Wie viel Musik hat doch Bizetaus dieser überaus einfachen provençalischen Dorfgeschichte zu ziehen gewußt! Daudet's Schauspiel ist vielleicht das einzige existirende, in welchem die Hauptperson und Titelheldin, das verführerische Mädchen aus Arles, gar nicht auf der Bühne erscheint. Es wird nur immer von ihr gesprochen; unsichtbar, aus der Ferne bewegt sie die ganze Handlung und treibt den liebeskranken jungen Frédériin den Tod. Wie ihre Vorgängerin, so besteht auch diese Zweite Suiteaus vier bunt aneinander gereihten Stücken mäßigen Umfangs: Musik, die eng mit der Bühne zusammenhängt und mehr durch ihre provençalische Localfarbe als durch tieferen Gehalt wirkt. Ueberall jedoch erfreut uns Bizet's Originalität und Feinheit in melodischer wie harmonischer Gestaltung, sowie sein spe cielles Talent für exotische Klangmischungen. „Tiens, on entend ronder les tambourins!“ wie es in Daudet's Schauspiel heißt. ... Nach Bizeterschien Humperdinck mit einer „Humoreske“ betitelten Orchester-Composition. Das Stück — ohne Posaunen und auch sonst ohne besondere Prätensionen — ist ein marschartiges Allegretto mit einem Trio in ländlerischem Dreivierteltakt, nach welchem der erste Theil wiederholt wird. Vielleicht ein aus einer Jugend-Symphonie gerettetes Scherzo? Warum es „Humo“ heißt, weiß ich nicht; von Humor ist nichts darin zureske spüren. Vielleicht ist gerade das der Humor davon. Nichts weniger als originell, mehr Capellmeister- als Zukunftsmusik, hört sich das wohlklingende Stück immerhin recht gefällig an. Ohne die mächtige Protection der Geschwister Hänsel und wäre aber die „Gretel Humoreske“ von den strengen Philharmonikern schwerlich zur Aufführung hervorgezogen worden.

Noch einer anderen Humoreske, einer literarischen, muß ich heute erwähnen. Herr Wilhelm Tappert, der Robespierre des Wagner'schen Jacobiner-Clubs, hat pflichtschuldigst im Berliner „Kleinen Journal“ die Vernichtung meiner armen Memoiren übernommen — „so weit es die vorhandenen Kräfte erlauben“. Unseren Lesern ist der wüste Geselle vielleicht aus dem Jahre 1877erinnerlich, als er zur ersten Aufführung der „Sieben Todsünden“ eigens nach Wien gereist war, um für Herrn A. v. Goldschmied die große Trommel zu schlagen. Im Allgemeinen bestand und besteht

seine Lebensaufgabe darin, sich vor R. Wagner im Staube zu winden und alle anderen, staubfreien Menschen anzubellen. Es fällt mir nicht bei, Herrn Tappert zu erwähnen. Er citirt aber einen mich betreffenden ungedruckten Brief von Richard Wagner, den ich nicht ignoriren darf. Nach Herrn Tappert's Angabe ist es eine „Episode“ aus Wagner's noch unveröffentlichter Selbst, welchebiographie Tappert am 22. Januar 1877 von Wagner „mit Ergänzungen und Aenderungen“ zugeschickt erhielt. Wagner erzählt darin von seinem Zusammentreffen mit mir in Wien 1861. Diese Schilderung, die schon durch ihren unbeschreiblich hochmüthigen und gereizten Ton Bedenken erregen muß, strotzt von Unrichtigkeiten und Widersprüchen. Ich will mir dieselben nur so erklären, daß Wagner's immer aufgeregte, bei leidenschaftlichem Haß aber völlig unzurechnungsfähige Phantasie ihm Vorgänge aus dem Jahre 1861 nach Ablauf von sechzehn Jahren ganz entstellt vorspiegeln und ihn Dinge erblicken ließ, die niemals stattgefunden haben.

Erheiternd ist gleich die Behauptung Wagner's, ich hätte mich in Wien bei drei verschiedenen Gelegenheiten ihm „von neuem vorstellen lassen“. Ich hatte mit Wagner in Marienbad und in Dresden verkehrt (von wo er mir bekanntlich einen langen, sehr interessanten Brief geschrieben), zu Dritt mit ihm und Professor Fischhof im Sommer 1848 einen ganzen Abend zugebracht, auch bei Heinrich Laub eine Tischnachbarschaft genossen, und nun sollte ich nöthig gehabt haben, mich ihm dreimal von neuem vorstellen zu lassen? Unglaublich! Dann erzählt Wagner von einer Vorlesung seiner „Meistersinger“-Dichtung bei Dr. Standhartner, zu welcher er mich hatte „einladen lassen“. Während dieser Vorlesung sei ich „immer blässer und verstimmt geworden“ und habe nach dem Schluss „in unverkennbar gereizter Stimmung Abschied genommen“. Die Wahrheit ist, daß ich nicht nur nicht blässer und verstimmt, sondern im Gegentheil sehr angenehm berührt worden bin von der glücklichen Wahl dieses Stoffes. Ich würde sonst nicht unmittelbar nach der Vorlesung im Feuilleton der „Presse“ mit folgenden Worten darüber berichtet haben: „Nach der qualmenden Gluth der Nibelungenein ansprechendes, bald heiteres, bald röhrendes Sitzenbild aus dem deutschen Städteleben, auf einfachen Verhältnissen ruhend, bewegt von Freud' und Leid schlichter Menschen. Mit den Meistersingern wird Wagner dem deutschen Theater einen größeren Dienst leisten, als mit den Nibelungen.“ Wenn ich nach dieser sehr, sehr langen Vorlesung mich empfahl, ohne an dem Souper theilzunehmen, so geschah dies einfach, weil es mir zu spät geworden.

Wie wunderbar verzerrten sich doch in Wagner's Augen die einfachsten Dinge — oder wie sinnreich wußte er sie nachträglich zurechtzulegen!

Eine zweite Geschichte ist noch viel effectvoller. Sie spielt zum Theil im Salon der Frau Dustmann, zum größeren Theil in Wagner's Kopf. Wagnerphantasirt, ich hätte ihn dort „unter Thränen und Schluchzen“ versichert, ich könne es nicht ertragen, mich länger von ihm verkannt zu sehen; es sei, was ihm an meinem Urtheil über ihn auffällig gewesen, lediglich einer Beschränktheit meiner die Schuld zu geben, deren Erkennt Individualitätsgrenzen zu erweitern ich ja nichts sehnlicher wünsche, als von ihm belehrt zu werden! (Echter Wagner-Styl.) Der Ton dieser Schilderung ist geradezu komisch, das Erzählte selbst ein Product von Wagner's fabulirender Einbildungskraft. Kein Mensch wird jemals weder Neigung noch Talent zu solchen melodramatischen Soloscenen an mir wahrgenommen haben. Einen classischen Zeugen für die Unwahrheit der Wagner'schen Erzählung wird der Leser am Schluss dieser Zeilen vernehmen. Aber auch ohne jede Zeugenschaft ergibt sich die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit jener Scene aus den thatächlichen Umständen. Würde ich mich bis zu jenem Abend wirklich als Kritiker so schwer an Wagner versündigt gehabt haben, so mußte ich doch unbedingt jedem Zusammentreffen mit ihm ausweichen, wie auch er gewiß eine solche gemeinsame Einladung abgelehnt und nicht (wie bei Dustmann und Standhartner) selbst veranlaßt hätte. Nimmt man aber Wagner's Erzählung von meinem reuigen Schuldbekenntniß für wahr an, dann mußten offen-

bar meine nächsten Kritiken über Wagnereinen von den früheren grundverschiedenen Ton anschlagen, ja von Bewunderung überfließen, wie ich zuvor „von Thränen“; umso mehr als damals Wagner, wie er schreibt, mir „seine rückhaltlose Theilnahme an meinem ferneren Wirken versprochen hatte“. Allein das Gegentheil ist wahr und liegt in meinen Aufsätzen gedruckt vor Aller Augen. Gerade die späteren „Musikdramen“ Wagner's, die sich durch ihre doctrinäre Methode so scharf von den drei ersten scheiden, drängten mich zu viel lebhafterem Widerspruch. Ein Pater peccari habe ich zu Wagnerweder jemals gesprochen noch geschrieben. Just in den Zeitraum zwischen jener Dustmann-Soirée und den von Herrn Tappertcitirten Wagner'schen Brief (1877) fallen die Kritiken, welche Richard Wagner'so sehr erbittert haben, insbesondere mein im Jahre 1869 erschienener Aufüber „satz Das Judenthum in der Musik“ — dieses häßliche Pamphlet, das ich eines ernsten Künstlers ganz unwürdig fand und ohne alle Höflichkeit auch so bezeichnete. Dann meine Bayreuther Berichtevon 1876. Von diesen Aufsätzen und aus dieser Zeit stammt Wagner's maßloser Haß gegen mich und zeitigte dessen wenig edles Vorhaben, sich in seinen Memoiren an mir zu rächen — also übers Grab hinaus. Wie gerade Herr Tappert dazu kommt, diesen Abschnitt aus Wagner's dem Publicum noch vorentthaltenen Memoiren zu veröffentlichen, weiß ich nicht, finde aber die besondere Vorliebe und Hochschätzung des „Meisters“ für dieses Individuum sehr bezeichnend. Wagner hat nur solche Kritiker geduldet und begnadet, die ihm das vollständigste Sacrificium intellectus und unbedingte Anbetung darbrachten. Bei der geringsten Regung einer abweichenden Meinung waren sie aus dem Hofstaat auch sofort verstoßen. Sietragen die meiste Schuld daran, daß Wagner's starkes Selbstgefühl in vollständigen Cäsarenwahn ausartete. Ewig schade, daß Wagner die letzte geistvolle Schrift seines ihm so theuren und hoch gepriesenen Freundes („Nietzsche Der Fall Wagner“) nicht erlebt hat. Wie schnell hätte Wagner den Werth des Mannes „umgewerthet“, als dieser laut in dem Glücksgefühl schwelgte, endlich geheilt zu sein von der bösen Krankheit der Wagnerei! Die Welt ist da um ein kostbares Schauspiel gekommen und — um ein sehr lehrreiches.

Ein werthvolles Actenstück ist der Brief, welchen die seit Jahren meinem Gesichtskreis entrückte ehemalige Zierde der Wiener Hofoper, Frau Kammersängerin Louise, in dieser Angelegenheit an mich richtet. Ihr Dustmann Schreiben lautet wörtlich wie folgt:

„Charlottenburg, 12. Februar 1895. Hochverehrter Freund! Vor einigen Tagen wurde mir aus Wien von meinen Freunden „Das kleine Journal“ vom 5. Februar 1895 eingesendet mit der Anfrage, ob Alles auf Wahrheit beruhe, was das Feuilleton „Aus der Musikwelt“ gebracht. Ich war, als ich den Aufsatz gelesen, geradezu empört und wollte im ersten Augenblicke des Zorns an den Herrn Tappert, der mir, nebstbei gesagt, gänzlich unbekannt, selbst schreiben; allein nach ruhiger Ueberlegung mußte ich einsehen, daß ich mich mit einem Herrn von der Feder nicht einlassen kann, und so wende ich mich an Sie, lieber Freund, mir beizustehen, der Wahrheit gemäß den unvergesslichen denkwürdigen Abend in meinem Salon zu schildern. Sie und ich, wir sind leider die einzige überlebenden Personen von der ganzen lieben Tafelrunde. Doch zur Sache. Auf Richardlud Wagner's Veranlassung ich damals Siemit einigen Freunden von mir zum Souper. Wir waren sehr heiter, Wagner selbst war vortrefflicher Laune, so daß wir aus dem Lachen nicht herauskamen. Nachdem Wagner noch eine kleine bissige, pikante Rede, mit dem Glase in der Hand, gehalten, standen wir auf, stießen mit einander an, und bei dieser Gelegenheit wußte es Wagner so geschickt zu bewerkstelligen, daß er Sie in eine Fensternische hineindrängte und nun einen liebenswürdigen Redestrom über Sie Ahnungslosen ausgoß. Mir wurde etwas schwül zu Muthe, denn ich nur allein wußte, was Wagner bezeichnete. Nach dieser von Wagnerin Scene gesetzten Comödie ließ er Sie frei, glühte über und über, seine Augen glänzten, wie immer, wenn er sehr erregt war. Sie aber, verehrter Freund, waren weder erregt, noch haben Sie geweint oder geschluchzt, denn dies hätte ja ein Jeder von

uns bemerken müssen, wenn es der Fall gewesen. Hat das Wagnerwirklich selbst geschrieben, so ist das nur eine kleinliche, für ihn selbst ganz unwürdige Rache, die er an Ihnen ausgeübt, und wer dies jetzt noch dem Publicum auftischt, den bestimmen auch keine edlen Beweggründe. Wäre ich der Feder mächtiger, würde ich gern dem Herrn Tappert schreiben, mich aber in einen Federkrieg einzulassen, da soll mich Gottbewahren. Wenn Sie aber, geehrter Freund, die Güte haben wollten, diese ganz unwahre Begebenheit der Wahrheit gemäß zu widerlegen und sich meiner Erzählung hiebei zu bedienen, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, habe auch nichts dagegen, wenn Sie meinen Brief veröffentlichen, so weit Sie es für gut finden, selbst auf die Gefahr hin, von einem der gewaltigsten Wagnerianer gerädert zu werden.

Mit herzlichen Grüßen Ihre alte Freundin .“ Dustmann

Diese rückhaltlose Darstellung der begeisterten Anhängerin und gefeierten Interpretin Richard Wagner's hat gewiß weder Mißdeutung noch Anfechtung zu befürchten.